

(Nachdruck verboten.)

9)

Cressy.

Roman von Bret Harte.

Zu Zeiten ließ dem Lehrer die absolute Fruchtlosigkeit von Onkel Bens Bemühungen das wirklich schwere Amt Ruperts in dem rechten Lichte erscheinen. Hat er das in Wahrheit aus reinem Wissensdurst? Das ließ sich nicht vereinbaren mit allem, was Indianerbrunn von seinem bisherigen Leben und Thun wußte; er war ein einfacher Goldgräber ohne wissenschaftliche oder technische Kenntnisse; seine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Rechnen und die Krähensüße, welche seinen Namenszug vorstellen sollten, waren für seinen Bedarf mehr als ausreichend. Mit diesen letzteren Handzeichen schien er sich übrigens ganz besondere Mühe zu geben. Eines Nachmittags glaubte der Lehrer bei der anscheinenden Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen verbessernd eingreifen zu müssen.

„Wenn Sie sich Mühe geben wollten, Ihre Buchstaben mehr nach der Vorschrift zu machen, wäre es besser. Ihr Namenszug ist gut genug so, wie er ist.“

„Aber er sieht nicht richtig aus, Herr Ford,“ entgegnete Onkel Ben und betrachtete mißtrauisch seine Arbeit; es fehlt was dran.“

„Nicht doch. Da steht ja D A B N E Y — nicht besonders deutlich zwar, aber es sind doch alle Buchstaben da.“

„Das ist's ja eben, Herr Ford, es sind nicht alle da. Ich schreib' immer D A B N E Y, um Zeit und Tint' zu sparen, aber es sollt' heißen D A U B N Y O N Y,“ buchstabierte Onkel Ben mit sorgfältiger Deutlichkeit.

„Aber das schreibt man d'Aubigny!“

„Ganz recht.“

„Und das ist Ihr Name?“

„Ich denk', ja.“

Voll Zweifel betrachtete der Lehrer Onkel Ben. War das eine fixe Idee von ihm? „War Ihr Vater Franzose?“ fragte er schließlich.

Onkel Ben brauchte Zeit, um sich auf die Rationalität seines Vaters zu besinnen. „Nein.“

„Oder Ihr Großvater?“

„Ich denk', nein. Wenigstens weiß ich nichts davon.“

„War Ihr Vater oder Großvater Voyageur*) oder Trapper oder Kanadier?“

„Sie waren aus Pike Counti in Missouri.“

Immer noch zweifelnd schaute der Lehrer auf Onkel Ben. „Aber Sie nennen sich Dabney; was veranlaßt Sie zu der Annahme, daß Sie eigentlich d'Aubigny heißen?“

„So ist der Name immer in den Briefen von der Behörde an mich geschrieben. Halt' mal. Ich kann's Ihnen zeigen.“ Eifrig befühlte er seine Taschen; schließlich brachte er eine alte Börse zum Vorschein, entnahm derselben ein zerknittertes Briefcouvert, strich es sorgfältig glatt und verglich es mit seinen Schriftzügen.

„Sehen Sie da. Es ist richtig — d'Aubigny.“

Der Lehrer war unerschrocken. Schließlich war es keineswegs unmöglich. Er entsann sich mehrfacher Fälle von solchen Namensänderungen unter den kalifornischen Einwanderern. Doch konnte er nicht umhin, zu sagen: „Dann dachten Sie wohl, d'Aubigny wäre besser als Dabney?“

„Halten Sie ihn für besser?“

„Frauen würden es wohl thun. Ihre Frau würde gewiß lieber Frau d'Aubigny als Dabney heißen.“

Die Anspielung traf; Onkel Ben errötete plötzlich bis hinter die Ohren.

„Daran dacht' ich nicht,“ meinte er hastig. „Ich hatte 'ne andre Idee. Ich meinte, wenn man sich was kauft und mit Geld herumhantiert, ist es besser, wenn man seinen Namen auf dem Schild stehen hat, wenn er sich gut ausnimmt, nicht? Wenn ich 'mal Land oder Grubenaktien kaufe, ja — dann müßt's doch von Rechts wegen auf den Namen d'Aubigny geschrieben.“

Mit einer gewissen verächtlichen Ungeduld hörte Herr Ford zu. Es war schlimm genug für Onkel Ben, daß er

über seinen ersten Unterricht erfundene Geschichten erzählt hatte, aber daß er nun um einer kindischen Eitelkeit willen sich als den Besitzer eines Vermögens ausgab, war ebenso kläglich wie abgeschmackt. Es war kein Zweifel, daß er bezüglich seiner Schulkenntnisse gelogen hatte; kaum anzunehmen war, daß er wirklich d'Aubigny hieß, und aus alledem folgte — selbst abgesehen davon, daß er als arm bekannt war — daß er abermals lüge. Wie die meisten logischen Denker vergaß Herr Ford, daß der Mensch auch unlogisch und folgewidrig handeln kann, ohne unaufrichtig zu sein. Wortlos wandte er sich ab, als wolle er nichts mehr davon hören.

„In den nächsten Tagen,“ fuhr Onkel Ben hartnäckig fort, „werd' ich Ihnen was erzählen.“

„Lassen Sie das jetzt und arbeiten Sie,“ sagte der Lehrer scharf.

„Na ja,“ murmelte Onkel Ben und wurde wieder rot. Er ergriff von neuem die Feder und nahm seine alte Stellung ein. Doch schon nach wenigen Augenblicken wurde es offenbar, daß des Lehrers kurze Zurechtweisung oder seine eignen Gedanken ihm keine Ruhe ließen. Geräuschvoll reinigte er seine Feder, wobei er, um besser sehen zu können, ans Fenster ging und pfiff mit unterdrückter Fröhlichkeit vor sich hin. Dann ließ er sogar leises Singen hören, wobei er gelegentlich nach dem Lehrer blickte, welcher an seinem Pulke saß und ihn gänzlich unbeachtet ließ. Nun erhob er sich, nahm vorsichtig seine Bücher zusammen, stapelte sie neben Herrn Fords unbeweglichem Ellenbogen auf einander und versügte sich mit vorsichtigen Schritten zu dem Nagel, an welchem sein Hut und Rock hingen. Als er im Begriff war, sie anzulegen, fiel es ihm plötzlich ein, daß das in der Schule unschicklich sei, und so nahm er sie denn auf dem Arm mit hinaus. Mit den Worten: „Ich habe rein vergessen, daß ich noch jemand sprechen wollte. Na, denn auf morgen!“ schritt er leise pfeifend ins Freie.

Tiefe Waldesstille lag über der Schule. Sie schien einsam und leer. Etwas wie Gewissensbisse machten sich bei dem Lehrer geltend. Allein er entsann sich, daß Onkel Ben ohne Widerrede und wie einen Scherz viel schärfere Zurechtweisungen von Rupert Hilgen hingenommen hatte, und daß er selbst aus einem Gefühl der Pflicht gegen den Mann gehandelt habe. Doch das Bewußtsein der Pflicht, einem Menschen Unleses zufügen zu müssen, der sich selbst etwas aufgebürdet hat, bringt nicht immer Befriedigung. Herr Ford fühlte sich unbehaglich und zürnte der unschuldigen Ursache dieser Stimmung. Warum sollte sich Onkel Ben gekränkt fühlen, weil er es einfach ablehnte, seinen ungeschickten Aufschneidereien Gehör zu schenken? Das kam davon, daß er es einmal gethan hatte! In Zukunft sollte ihm das eine Lehre sein. Dennoch stand er auf und trat in die Thür. Die Gestalt Onkel Bens war zwischen den Blättern nur noch undeutlich zu erkennen, die Bewegung der Schultern aber zeigte, daß er immer noch vorsichtig einherschritt, als sei der Boden unsicher und gefährlich.

Während die Stille noch anhielt, begann der Lehrer mechanisch Tische und Bänke zu überschauen, um vergessene oder zerstreute Sachen aufzuheben und die Bücher der Kinder zurechtzulegen. Ein paar Blumen, welche die verliebte Oktavia Dean gepflückt, zierlich mit einem schwarzen Faden umwunden und wie gewöhnlich in Ruperts Lintenschaf gesteckt hatte, lagen noch am Boden, wohin sie der hochmütige Adonis mit der immer gleichen Regelmäßigkeit geschleudert hatte. Zudem er eine auf dem Boden liegende Tafel aufhob, bemerkte er auf deren Rückseite eine Zeichnung. Sofort erkannte Herr Ford in ihr das Werk des jungen Karikaturzeichners Hans Hilgen. Breit in der Behandlung, klar in der Absicht und frei im Detail — stellte sie Onkel Ben dar, wie er, auf dem Boden liegend, ein Buch in der Hand hielt und sich von Rupert Hilgen tyrannisieren ließ, während Cressy Mc Skinsch, mit einem Doppelgesicht dargestellt, dem zuschaute. Mit kühnem Realismus hatte er jedem seinen Namen auf die Beine geschrieben — die wohl in dieser Absicht etwas vergrößert erschienen — so daß an der Identität nicht zu zweifeln war. Ebenso kühn, aber nicht minder effektvoll war die Unterhaltung zwischen zwei Personen zur Darstellung gebracht, indem jeder ein Ballon an den Mund ge-

*) Bedeutet hier: Kanadischer Bootsmann.

festet war, auf dem die Worte standen: „Ich lieb' Dich“ und „S na nu.“

Der Lehrer war einen Moment lang erstaunt über diesen unerwarteten graphischen Beleg dafür, daß Onkel Vens Schulbesuch nicht nur bekannt war, sondern auch gedeutet wurde. Die kleinen Augen der jugendlichen Beobachter waren schärfer gewesen als seine eignen. Ungeachtet seiner Vorsicht war er wieder plump hintergangen worden. Die Liebe, wenn auch mit undeutlichem Antlitz, war wieder dreist in die friedliche Schule eingedrungen und unangenehme Verwicklungen auf unfürlichen Beinen festeten sich an ihre Fersen.

V.

Während dieses einfache ländliche Leben die Schule in der Richtung zum Mittelpunkt hatte und nur gelegentlich durch einen Pistolen schuß von den Grenzen der Garrisons und Mc Kinsters her unterbrochen wurde, war über den mehr denn Geschäft obliegenden Teil von Indianerbrunn eine jener unternehmungsvollen Perioden hereingebrochen, welche allen kalifornischen Goldgräber-Niederlassungen eigentümlich sind. Die Eröffnung der Curetgrube und die Erweiterung der Postverbindung von Big Bluff waren Ereignisse von nicht geringer Bedeutung und wurden an demselben Tage gefeiert. Diese Doppelfeier wurde selbst dem Redefuß des Redacteurs des „Stern“ zu viel und nötigte ihn, die schwierige Arbeit, über die Postverbindung einen Leitartikel zu schreiben, den Händen des ehrenwerten Deputierten Abner Dean anzuvertrauen. Der Umstand, daß der ehrenwerte Herr Dean in seinen früheren Kämpfen ein Auge eingebüßt hatte, hinderte ihn nicht, in die dunkle Zukunft zu schauen und mit seinem einzigen unbewaffneten Auge genug zu entdecken, um damit drei Spalten des „Stern“ zu füllen. „Es ist nicht zu viel gesagt,“ bemerkte er mit reizender Bescheidenheit, „daß Indianerbrunn durch sein eignes, vorzüglich organisiertes Beförderungsweesen, den Zusammenfluß seines Stromes mit dem Sacramento und dessen Ausfluß in das unendliche Stille Meer selbst mit den fernsten Märkten der Antipoden in direkte Verbindung gebracht ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Bei meiner Rückfahrt von Wien las ich die Telegramme über die fast unerwartet großen Siege der Berliner und Charlottenburger Socialdemokratie über den Kommunalfreisinn, und die erfreuliche Botschaft verstärkte in mir die Anschauung, daß es sich zwar über die Prägen gut acht Tage in Wien leben läßt, daß es aber doch schließlich für einen nordländischen Murrtopf am besten ist, wenn er wenig wieder in die an genügsamer Heiterkeit unsuchbaren Gefilde der Mark heimkehrt.

In Berlin hat der Socialismus dem Liberalismus den Garau gemacht; er lebt nur noch als Ahrist des Privilegien-Wahlrechts, aber freilich auch in dieser traurigen Verfassung verfügt er noch über die ausschlaggebende Macht und vermag das freie Spiel der Hausbesitzer und Aktiengesellschaften triumphieren zu lassen. Dennoch ist der moralische Einfluß der Socialdemokratie in der Kommune der Reichshauptstadt fest und unbefleglich gegründet und niemand kam sich ihm ganz entziehen, zumal die Socialdemokratie nicht nur gegen das freisinnige Mandatsrecht, sondern auch gegen den Absolutismus den Willen des Proletariats darstellt.

Auch in Wien ist der Liberalismus überwunden, ja ausgerottet. Jedoch abgelöst hat ihn nicht das befreiende Weltbürgertum des zu seiner geschichtlichen Mission reif gewordenen Proletariats, sondern jenes engstirnige, unwissende Kleinbürgertum, des Kammladens und der Küchenmadame, das sich vor dem unvermeidlichen Untergang durch Schimpfworte und Faustschläge zu retten sucht. Der reichshauptstädtische Liberalismus ist zwar mit allen Lasten behaftet, er ist kurzichtig, feig und habgierig, aber er hat doch ein gewisses Maß von Intelligenz und Bildung, er ist auch innerhalb der Grenzen seines dünnen Mandatsrechts arbeitsfähig und er ist wenigstens im Stande, der technischen Entwicklung einer modernen Weltstadt einigermaßen gerecht zu werden. Das Kleinbürgertum, das im Wiener Rathhaus unmissverständlich herrscht, ist ganz und gar urteilslos und unfähig. Es ist überhaupt nur ein Chorus, der seinem Vorsänger, dem allmächtigen König Wiens, dem edlen Karl Lueger missstimmig nachplärrt.

Wien hat nicht nur eine kleinbürgerliche Kommunalherrschaft, sondern es ist auch als Millionenstadt des 20. Jahrhunderts eine kleinbürgerliche Stadt geblieben. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen Berlin und Wien. Dort der üppige Exportkömmling, der nicht reich und großzügig genug seinen häufig erworbenen Reichtum zur Schau stellen kann, dem keine historische Pietät eine empfindsame Rücksicht auferlegt, dessen unändlicher Thätigkeitsdrang sich im Ueberladenen und Ueberhasteten auslebt. Wien dagegen ist noch immer die Stadt der bescheiden-behaglichen Bürgerlichkeit, in der ein Raimund trotz aller christlich-socialen Ver-

blödung auch heute nicht als Fremdling aus entlegenen Zeiten erscheinen würde.

Ein- und zweistöckige Häuser mit schlichten weißgrauen Fassaden sind vorherrschend. Der moderne Brunnbau aus Eisen und Spiegelbleichen taucht erst vereinzelt auf. Die Wohnungen des wenig bemittelten Kleinbürgertums sind schmucklos, dunkel und eng; in wenigen Räumen drängt sich die Familie zusammen. Die Mietspreise sind dabei selbst gegen Berliner Verhältnisse außerordentlich hoch, während die Erwerbsverhältnisse schlechter sind. Man nimmt die Wohnungsnot als ein unabwendbares Schicksal hin, über das man raisonnirt, das zu ändern aber natürlich die christlich-socialen Herrschaft nicht gewillt ist. Auch die wohlhabenderen Schichten begnügen sich mit wenigen Wohnräumen, deren Ausstattung von patrizischer Einfachheit ist und von moderner Kunst und Dekoration wenig oder nichts weiß.

Das Warenhausweesen steckt in den ersten Anfängen. Der kleine Zwischenhändler haust überall in seinen engen Läden. Der kapitalistische Fortschritt in dem Warenbetrieb ist kaum bemerkbar. Der Zwergebetrieb mit seiner Decentralisation und seinem kümmerlichen ängstlichen Erwerb versorgt fast ausschließlich die Bedürfnisse der Wiener Einwohnerschaft.

Aus der unübersehbaren Zahl der Kaffeehäuser, in denen sich das öffentliche Leben Wiens abspielt, heben sich nur ganz wenige durch einen mäßigen Prunk hervor. Die große Mehrzahl ist beideiten ausgestattet und wirkt mehr durch Behaglichkeit als durch Glanz. Nicht anders steht es mit den Restaurationen. Zwischen neun und zehn Uhr veröden selbst die Hauptverkehrsstraßen. Die zehn Kreuzer — das „Sechjerl“ — die der Hausmeister nach zehn Uhr für die Deckung der Thore heischt, bewirken einen soliden Lebenswandel. Nach Mitternacht sterben auch die Kaffeehäuser aus, und wenn zähe Wimmel oder Fremde, deren Wissensdurst das Wiener Nachtleben zu ergründen bemächtigt ist, bis zwei Uhr nachts von den Marmortischen nicht weichen, dann wird die Beleuchtung energisch vermindert, der Boden mit feuchtem Kaffegrund — dem hier beliebten Reinigungsmittel — bestreut und die nachwandelnden Gäste sacht und höflich hinausgeleitet.

Kleinbürgerlich sind auch die Verkehrsverhältnisse. Neben den Fialern, denen das Gesetz der festen Lage ein Greuel ist und die lieber auf dem Wege jedesmaliger beiderer Vereinbarung das Fahrgeld gewinnen, findet sich eine Stadtbahn, die ein wenig im Verborgenen blüht, und ganz neuerdings die elektrische Straßenbahn, die aber bei weitem nicht der Aufgabe genügt, daß jeder Wiener von jedem Punkte der Stadt in ein paar Minuten ein Verkehrsmittel erreichen kann. Das Zu-Fuß-Gehen ist angesichts dieser Verhältnisse immer noch sehr beliebt und führt schließlich noch am reichsten zum Ziel. Ein paar Omnibuslinien zeichnen sich durch Willigkeit aus. Die innere Stadt wehrt sich bisher gegen jedes durchquerende Schienengeleise. Um den Ring, an dem sich die herrlichsten öffentlichen Gebäude der Welt — eine wahre Straße der steinernen Schönheit — drängen, trotten in langsamem Schritt von müden Säulen gezogene uralte Pferdebahnwagen, deren Benutzung nur festesten Lenten anzuraten ist. Uebrigens ist die Straßenbahn zwar städtischer Besitz, aber an eine Privatgesellschaft verpachtet.

Verwunderlich ist es, daß das vordem so beliebte Radfahren in und um Wien fast ganz angehört hat. Das Automobil ist noch eine große Seltenheit. Aber auf den Landstraßen des Nobelpraters saufen in geschwindestem Laufe die gummirädrigen Equipagen des Adels und der hohen Finanz dahin, und die schlanken, feurigen, vornehmen Pferde stürmen so leicht vorwärts, als wäre die Last der Wagen nicht vorhanden.

Alle christlich-socialen Frömmigkeit und Tugend hat die Wiener Staubplage nicht zu beiseiten vermocht. Karl Lueger teilt sich mit dem Staub in die Herrschaft Wiens, das das Paradies für Schwindsüchts-Bazillen aller Art sein muß. Der Staub wirbelt auf den Gassen, er dringt ein in die Wohnungen, und auch in den öffentlichen Gebäuden, dem Reichsrat, dem schimmernden Marmorpalast des Burgtheaters und der Hofoper, den Museen ist die trodene Luft voll reizenden Staubes; nach kurzem Verweilen beginnt der Hals zu jähnen und verlangt nach spülenden Flüssigkeiten.

Die Art, wie man des Staubes sich zu entledigen trachtet, ist charakteristisch für die kommunale Thätigkeit des Kleinbürgertums. Ich bemerkte zwei gleich sinnreiche Methoden. Die eine beruht auf einem fahrenden Wasserfaß, die zweite auf einer Sieblanne. Das Wasserfaß, das von einem Pferd gezogen wird, hat hinten in der Anstuföffnung einen Gummischlauch, der wie ein Elefantentrißel aussieht. Hinter dem Faß schreibt unermüdet ein Mann, der das Ende des Rüssels abwechselnd nach links und rechts schwingt, so daß das aus dem Schlauch fließende Wasser einen garten Tropfenfall über die ganze Breite der Fahrstraße ergießt; die sonderbare Operation ist augencheinlich der geistlichen Handlung des Weihwasserprißens nachgeahmt, und sie entfernt ebenso wenig den Staub, wie das Weihwasser etwa den Körper wäscht. Für den Wiener Mittelstand ist die Maschine zeußeisverwärt und der Handbetrieb gottgefällig. Es ist also zu vermuten, daß noch für lange Zeit der Mann mit dem Elefantentrißel in den Kampf gegen den Staub geschickt wird.

Noch einfacher und für die Hebung des Staubes zweckmäßiger ist die Methode der Sieblanne. In diesem Fall geht ein bedächtiger Mann die Straße mit einer Ranne entlang, aus der er in Zwischenräumen von je einem Meter einen Tropfen des köstlichen Kaffees zer-

spricht. Hinterher stürzt eine Schar beherzter Männer, die mit kühn springenden Reißigbesen den anmutig betauten Staub gen Himmel schleudert; eine Herde von tausend Schafen, die auf trodener Chauffee wallt, kann keine größere Wirkung hervorbringen, und alle Schwindstuchsbazillen schmingeln.

In dem gewaltig wirkenden gotischen Bau des Rathhauses sitzen die Leute, die mit Elefantenzähnen, Sieklammen und Reißigbesen die Kommunalpolitik des Staubaufwirbels treiben. Wien leidet nicht an höfischer oder ministerieller Bevormundung. Es ist eine freie, selbständige Republik, deren Entfaltung keine äußeren Schranken gesetzt sind. Aber innerhalb der Republik herrscht der Herital verdumnte Absolutismus.

Niemals hat eine Regierung unumschränkter geherrscht als Herr Lueger, der in diesen Tagen Ehrenbürger Wiens ward, als der schöne Karl, auf den die begehrlchen Augen aller frommen Frauen und Jungfrauen gerichtet sind. Als Oberbürgermeister ist er zugleich Vorsitzender der Stadtverordneten-Versammlung, die ihrerseits einen Ausschuß wählt, dem die Geschäfte des Magistrats obliegen. Im Luegerischen Parlament ist die regierende Majorität fast identisch mit der Körperschaft selbst. Zwei Socialdemokraten und ein paar Wilde bilden die ganze Opposition. Es gehört sehr viel Mut und Opferwilligkeit dazu, in der Horde des christlich-socialen Kleinbürgertums Opposition zu treiben. Dem Herr Lueger winkt und die Mehrheit ist zu jeder Schandthat bereit.

In den Gemeinderats-Sitzungen beherrscht Herr Lueger die Scene von Anfang bis zu Ende. Er füllt die ganze Sitzung durch seine Monologe aus, seine Leute begnügen sich mit dem Abstimmen und dem Beischnipfen der vereinsamten Minderheit. Lueger diktiert völlig unabhängig nach eigener Willkür Wien seine kommunalen Daseinsbedingungen.

Lueger hat die hinreißende Schönheit eines eleganten Konfessionärs. Seine körperliche Herrlichkeit ist heute freilich krankhaft gebunden, sein wohl frisierter Kopf ergraut, seine Augen sind müde und erschöpft — ein im Niedergang begriffener Lebecommis, der sich zufällig nicht damit begnügt, zugängliche Weiber zu beherrschen, sondern einem maßlosen politischen Strebertum fröhnt. Wenn dieser gewissenlose, geistig völlig rohe Menich mit dem süßen, sentimentalen Schmelz seiner wienerrisch gefärbten Stimme, voll würdiger Größe in dem Bürgermeistersessel stehend, den Gemeinderatsmitgliedern erzählt, was sie gutzubeißen haben, so flieht man, vom Ziel ergriffen, den schönen Saal, der von den mißgeborenen Dummköpfen, Narren und Westpolitikern des christlich-socialen Kleinbürgertums zu einem pathologischen Museum umgestaltet wird. Kein Parlament auf Erden hat so viel widerwärtige Fragen, so viel unheilbares Idiotentum wie das Wiener Rathaus, und einen Bürgermeister, der so ganz Wandt ist, wie dieser Vicebürgermeister Wiens, Strohbach, findet auch nicht seines gleichen.

Indessen, es künftert bereits tröstlich in der christlich-socialen Burg Wiens. Die Socialdemokratie klopft gebieterisch an die Thore, und über kurz oder lang muß auch hier die Erlöserkraft des Proletariats das Luegerische Elend verdrängen. —
Joc.

Kleines Feuilleton.

ie. Das Parfüm im Altertum. Die Kenntnis und die Benutzung von Parfüm war schon im Altertum allgemein, vielleicht sogar allgemeiner als heute. Die älteste Litteratur der Menschheit überhaupt enthält bereits häufige Beziehungen auf wohlriechende Öle und Spezereien, die zur Parfümierung des Körpers und der Wohnräume gebraucht wurden, und sogar aus einer Zeit jenseits des Beginnes der Litteratur sind uns Sagen überliefert, die von dem verschwenderischen Gebrauch kostbarer, wohlriechender Stoffe bei jeder festlichen Gelegenheit berichten. Die griechischen Sagen verlegen den Ursprung des Parfüms in die Toilette der Venus, und Rezepte wohlriechender Essenzen wurden, auf Marmor tafeln geschrieben, in den Tempeln der Gottheit aufgehängt. Der große Markt für alle Arten von Parfüm war Aegypten. Dort verschnürten sich die Frauen durch den Gebrauch von Essenzen, und der Empfang von Gästen fand in Räumen statt, die der Wohlgeruch von überalkhin verstreuten Blumen durchzog. Sogar die Toten wurden nicht vergessen, denn die einbalsamierten Mumien wurden mit Parfüm und Spezereien getränkt, und süßes Räucherwerk wurde vor ihren Statuen verbrannt. Wer zur Erfüllung solcher Brände zu arm war, malte wenigstens die Bilder von Riechfläschchen auf die Gräber. Die Alten legten gewissen Parfüms einen medizinischen Wert bei. Plinius erwähnt 85 Arzneien, die von der Rautenpflanze gewonnen werden können, 32 von der Rose, 41 von der Winge, 21 von der Lisse und 17 vom Veilchen. Thymian galt als anregendes Mittel, Lavendel als beruhigend. Patchouli ist anregend, Jasmin schmeichelnd, Heliotrop aufregend, wenn es nicht in sehr kleinen Mengen benutzt wird. Sandelholz wird noch heute vielfach für ein tonisches Mittel gehalten, und seine Vorzüge waren den alten Griechen wohlbekannt, die sich mit einer den Riechstoff des Sandelholzes enthaltenden Salbe zu den olympischen Spielen salbten. Die Vorliebe der kalten Juden für Wohlgerüche war so groß, daß sie morgens und abends süßes Räucherwerk von Myrrhen verbrannten und ihre Betten mit Aloe und Zimmt parfümten. Für eine Brauttoilette wurden Parfüms für so unerläßlich gehalten, daß

ein Zwölftel der ganzen Aussteuer für ihren Ankauf bestimmt wurde. Der berühmte Balsam von Gilead wurde aus einer buschartigen Pflanze destilliert, die früher die Berge von Gilead bedeckte. Neuerdings ist jedoch der Strauch so selten geworden, daß nur noch der Sultan mit dem kostbaren Balsam versorgt werden kann. Der Handel mit Parfüms war auch bei den Griechen enorm. Gleich den Aegyptern hatten sie eine Leidenschaft für den Wohlgeruch von Blüten, und ein Athener parfümierte nicht nur sein Haus, sondern sogar seine Trinkgefäße mit Myrrhen, dem Gummisaft eines in Arabien wachsenden Baumes. Die Liebhabereien für Wohlgerüche wurden soweit getrieben, daß man für jeden Körperteil eine besondere Salbe auswählte, für das Haar süßen Majoran, für Hals und Stirn wilden Thymian, für Wangen und Brust Palmöl und süße Salben für Füße und Schenkel. In der That waren die Parfümerieläden in Athen das Rendez-vous aller Elegants, wo Politik und Stadtklatsch verhandelt wurden. Aus Griechenland ging die Schätzung des Parfüms auf das römische Reich über, und bald wurden die römischen Parfümerien so begehrt, daß die Besitzer ihre Läden durch aufgehängte Salbeibüschel schon von außen kenntlich machten. Es ist bekannt, daß eine römische Dame der Kaiserzeit eine besondere Sklavine nur zur Parfümierung ihres Haars haben mußte. —

— Zwei vulkanische Hauptlinien der Eifel, eine westliche und eine östliche, auf denen zahlreiche Vulkanberge, sowohl Vulkanstuppen als auch echte Kraterberge und Maare, geordnet sind, charakterisieren dieses Gebirge. Manche Vulkanberge liegen auch auf Querlinien. H. Kery gibt hiervon eine Schilderung im 10. Bande der Monographien zur Erdkunde „Am Rhein“ (Vielefeld und Leipzig, Verlag von A. Klasing). Die westliche vulkanische Hauptlinie beginnt bei Vertriech in der Nähe der Mosel mit der Fallenei. Sie streicht in nordnordwestlicher Richtung über Damm und Gillesheim und endet erst in der Schneifel, wo noch der Goldberg liegt. Zwei wichtige vulkanische Querlinien auf dieser Hauptlinie sind die von Manderstcheid und Gerolstein-Birresborn. Als die höchste Kuppe ragt dort der 700 Meter hohe Enstberg auf. Sehr zahlreich treffen wir die merkwürdigen Kraterseen, in der Eifel Maare genannt, an. Man hält sie für Vulkane, die früh zur Ruhe gekommen sind, ehe ihnen die Lava entquoll, die sich bei andren Vulkanen entweder zur Kuppe aufschwölbe, wenn sie in der Aschenhülle steden blieb, oder sich als ein Lavaström hinabwalgte in die Thäler, ehe sie völlig erstarrte.

Sehr verschieden ist das Bild der Maare. Das Pulvermaare bei Gillenfeld ist von hohen Kraterwänden, die mit schönen Buchen bewachsen sind, umgeben. Lieblich blüht uns der See- Spiegel aus dem Grün der Landschaft entgegen. Ein völlig andres Bild zeigt das Weinsfelder Maar. Kein Leben, kein Pflanzenwuchs, kein Laub! Todesruhe! In der Nähe von Damm, wo das Weinsfelder Maar liegt, treffen wir noch das Schalkenmehrener und Gemündener Maar an. Von andren bekannten Maaren im westlichen Vulkangebiete der Eifel sei noch das Maarfelder Maar bei Manderstcheid genannt. Einige von ihnen, wie das Pulver-, Weinsfelder und Gemündener Maar, haben keinen, wenigstens keinen sichtbaren, Zu- und Abfluß. Auf den gleichen Ursprung wie die Maare führt man auch zahlreiche Kesselthäler der Eifel zurück.

In der östlichen vulkanischen Hauptlinie bildet der Ganptherd der vulkanischen Thätigkeit der Saacher See. An seiner Stelle bestand sich einst ein riesiger Kraterkessel. Etwa 40 Lavaströme nahmen von ihm ihren Ausgang. Ungefähr ebenso groß ist die Zahl der Vulkanberge, die in der Umgegend des Saacher Sees liegen. —

Musik.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Die Bestrebungen der musikalischen Theater Berlins, vom Vorrätigen und leicht Zugänglichen zu zehren und dafür wenn möglich große Zeichnungen anzuwenden, nehmen allerlei Formen an. Eine besonders rührende Großartigkeit war der sogenannte „Loring-Cyklus“ des königlichen Opernhauses. Entschieden mehr verpöndt der jetzt beginnende „Offenbach-Cyklus“ in dem Theater unsres Nordens. Hier sollen eben auch nicht-landläufige Stücke ihre Aufstrebung feiern. Ein besonderes Risiko, eine große Fortschrittthat hat jedoch damit jenes Theater nun gerade nicht auf sich genommen. Jacques Offenbach, der parifizierte Kölner Synagogenantors-Sohn, liegt weder den Jahreszahlen nach (er würde jetzt erst 82 Jahre alt sein, wenn er nicht vor 21 Jahren gestorben wäre), noch der Qualität seines Schaffens nach weit hinter uns. Dieses Schaffen — so eine Art symmetrischer Umkehrung des Neubergerischen Schaffens nach unten — ist so recht darauf aus, dem schwerfälligeren Teil unrer Alltagsmenscheit eine leichtflüssige und leichtgefällige (zum Teil auch leichtfüßige) Unterhaltung zu bieten. Die Pariser Balletenbäderin samt Mann und ihre Verwandten in andren Städten finden dabei vortrefflich ihre Rechnung: lustige Bühnenfabeln mit gehemmtm Braut- und Ehegeschichten und jener zum natürlichen Leben kontrastierenden Bitanterie, die, um sich treu zu bleiben, über ihre Halbheiten nicht hinausgehen darf; ein Verleugnen des Dramas zu Gunsten des Lieberliedes, ohne doch wirklich lyrisch zu werden; eine Musik, reich an Gefälligen, Geschicktem, zum Teil selbst künstlerischem, ohne jemals dorthin zu dringen, wo wahrhaftige Kunstaufgaben beginnen würden; über alles der Schleier einer schwer wieder erreichten Grazie gebreitet: so haben sich diese Werke, unerwähnt durch Besseres und Schlechteres, bis heute erhalten.

Sie noch mehr: sie haben, und zwar vornehmlich die frühesten von ihnen, etwas in sich, daß sie zum Ausgang einer ewigen neuen Entwicklung machen kann. Sie zielen, wie gesagt, nach einer scheinbaren Lyrik hin, die eine wirkliche vortäuscht. Sie deuten auf die Möglichkeit hin, eine wirkliche Bühnenlyrik zu schaffen, und sie haben ein gut Teil der Mittel zu einer solchen geschaffen. Daß ein Drama nicht nur Thaten und Geschehnisse, sondern auch Zustände und Dispositionen, speciell Stimmungen, geben kann, dieses dunkle Gefühl existiert seit langem. Es steht hinter den Offenbachungen der „Bouffes Parisiens“ und dieses oder jenes „Théâtre lyrique“; es steht hinter den veruchten Offenbarungen unsrer „Lebenden Lieder“. Dem neuen Anlauf, den diese jetzt zu nehmen scheinen, kann in besagtem Sinne mit Interesse entgegengekommen und den Vertretern dieser erhofften Zukunft recht sehr geraten werden, sich den Offenbach wieder einmal und gründlich anzusehen, sowohl wegen des Positiven, das in ihm steckt, wie auch wegen seines Negativen. Seit Offenbach kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts mit „Fortunios Lied“ (damals als Einlage zu einem Stück von Musset gebracht) seinen ersten Bühnenerfolg fand, ja selbst seit seinen Erfolgen der 60er und 70er Jahre ist man ja in musikalischen und dichterischen Ausdrucksmitteln weit genug vorgeschritten, daß ihre Anwendung auf das, was Offenbach zu wollen schien, eine gar fruchtbare Sache werden kann.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater ist nun kein Kunsttempel, der das Zeug hätte, die Spuren von Lyrik bei jenem Operettenkomponisten in neuer Weise herauszuarbeiten. Für Musteraufführungen wäre freilich auch er noch zu entdecken; vielleicht verbleibt diese Aufgabe für die Zeit, da aus den „Lebenden Liedern“ ein „Lyrisches Leben“ geworden sein wird. Man hat dann vielleicht auch aus dem Reichtum der heutigen Bestrebungen noch einem deutschen Kunstgesang so viel gewonnen, daß besser gesungen wird, als es in jenem Theater durchschnittlich geschieht. Einzwischen seien die Anregungen des ersten Abends im Gyllus dankend quittiert. Dem Fortuniolied folgten zwei andre Finalter (an denen Offenbach überhaupt reich ist): „Frischen und Lieschen“ und jene „Dorothea“, deren Hervorholung vor einem Jahr in einer Matinee der „Berliner Presse“ als ein allidlicher Griff bezeichnet werden konnte. In der Titelrolle dieses Stückchens ist Hansi Reichsberg (soweit man einem Trimmerungsvergleich trauen kann) noch um einen künstlerischen Betrag vorwärts geschritten. Nennen wir unter den übrigen Mitwirkenden Anna Calice, die zwei wichtige Rollen gut spielte, so mag es für eine kurze Andeutung genug sein. —

Erziehung und Unterricht.

— **Schule und Psychiatrie.** Vor Vertretern des „Allgemeinen deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege“ machte der Leipziger Psychiater, Professor Flechsig, in der letzten Leipziger Vertreterversammlung interessante Mitteilungen über wichtige aus der Entwicklungsgechichte des Gehirns für die Pädagogik sich ergebende Gesichtspunkte. Um einer Ermüdung des kindlichen Gehirns vorzubeugen, die auf rein mechanischem Wege, durch die Anhäufung der Stoffwechselprodukte auf der grauen Hirnhaut erfolgend, eine innere Vergiftung des Gehirns herbeiföhre, sei in allererster Linie eine harmonische Ausbildung des Geistes von der Schule zu verlangen. Die neuern Physiologen seien von der Ansicht, daß jede geistige Thätigkeit das Gehirn in seiner Totalität ermüde, daß also auch jeder Teil des Gehirns bei jeder geistigen Thätigkeit mit beteiligt sei, abgekommen und hielten dafür, daß es geistige Thätigkeiten gebe, die nur durch einzelne Teile des Gehirns ausgeübt werden. Es sei zum Beispiel eine Thatsache, daß die Sprache nur durch die linke Hälfte des Gehirns vermittelt werde. Auch das Wortgedächtnis sitze ausschließlich in der linken Hirnhälfte, ebenso ein großer Teil des Rechnens und das musikalische Gehör. Hierzu komme die Rechtschändigkeit des Menschen, die ihr Willenszentrum gleichfalls in der linken Gehirnhälfte habe. So erweise diese Überbürdet. Nun arbeite aber, so bald zu Worten, Zahlen, Tönen eine Vorstellung der Phantasie hinzukomme, auch die rechte Hälfte mit. Eine Ueberbürdung werde sicher vermieden, wenn beide Hälften gleichmäßig belastet würden. Dies geschehe durch die Berücksichtigung mechanischer Arbeit, Handfertigkeit, Spielen, Turnen, Wandern usw. Die neuere Wissenschaft teile sogar jedem Sinnesorgan des Menschen ein besonderes Stück des Gehirns zu, natürlich nicht nach Art der alten Phrenologie. Es würden Centren für die einzelnen Sinne und für die einzelnen Gedächtnisse unterschieden, was sehr wichtig für das Auswendiglernen sei. Eine Grenze dieser Einteilung sei aber dadurch stets gezogen, daß zum Sinn auch die Aufmerksamkeit komme. Diese sei eine Willenseigenschaft und wirke ausgleichend zwischen den verschiedenen Centren. Sie ermatte hauptsächlich und am leichtesten. Gelte das Gesagte vom Intellekt, so sei es eine weitere wichtige Aufgabe der Schule, noch mehr aber des Hauses, das Gefühlsleben des Kindes zu fördern, denn ohne Gefühl gebe es keinen rechten Willen. —

Astronomisches.

ht. Morgen, den 11. November, findet eine Sonnenverfinsternung statt, deren Ende auch in Berlin, morgens um 8 Uhr 5 Minuten, sichtbar sein wird. Es giebt wenige Ereignisse, die so unbeachtet an uns vorübergehen, wie solche gelegentlichen Verfinsternungen der Sonne, namentlich, wenn die Sonne, wie morgen,

mir zu einem kleineren Teile verfinstert erscheint; aber selbst vollständige Verfinsternungen regen uns nicht besonders auf. Selbst im rückständigsten Teile Deutschlands, wird die verdunkelte Sonne nicht mehr als Vorzeichen großen Unglücks, als Merkmal für den Zorn Gottes angesehen, sondern jedermann ist sich über den Zusammenhang der Erscheinung klar und betrachtet sie demgemäß als natürlich und selbstverständlich: „Der Mond tritt zwischen die Sonne und Erde, und der Schatten des Mondes zieht über die Erde hin“, diese einfache Erklärung genügt heute, uns gleichgültig gegen ein Ereignis zu machen, das früher nur Furcht und Grauen erweckte. Der ungeheueren Fortschritt, welchen die Menschheit in mehreren Jahrtausenden gemacht hat, tritt in solchen Momenten klar zu Tage. So gering auch die Ausbreitung der Erkenntnis und des Wissens unter der großen Volksmasse ist, wenn wir unsre Wünsche als Maßstab anlegen, sie ist gewaltig, wenn wir frühere Zeiten zum Vergleich heranziehen, und erfüllt uns mit froher Hoffnung für die Zukunft.

In wissenschaftlicher Beziehung bietet die morgige Finsternis ebenfalls kein besonderes Interesse. Der Anblick der verfinsterten Sonne wird ostwärts von Sizilien, und weiter in Arabien und Südindien ein sehr schöner sein; denn der Mond befindet sich in seiner Erdferne und deshalb bleibt die Spitze des Schattens in einiger Entfernung von der Oberfläche der Erde, so daß keine vollständige Bedeckung der Sonnenscheibe stattfindet, der Mond läßt vielmehr einen schmalen Rand frei, der als goldglänzender Ring erscheint. So prachtvoll dieser merkwürdige und seltene Anblick ist, so wenig bietet er doch dem Forscher, weil der Mechanismus der Erscheinung vollständig erkannt ist. Für die wissenschaftliche Forschung kommen nur noch totale Verfinsternungen der Sonne in Betracht, bei denen der zarte und noch immer bößlich rätselhafte Lichtschimmer der sogenannten Corona rings um die dunkle Sonnenscheibe erscheint. —

Humoristisches.

— **Gemütlich.** Ein Fremder wurde anlässlich einer Sonntagsrauferei beim „Adlerwirt“ aus Versehen unschuldig mit hinausgeworfen und will jetzt dem Wirt einen eingeschriebenen Beschwerdebrief schicken.

„Sakrabi“, sagt der Herr Posthalter, wie er davon hört, „einen Einschreibebrief! Sakrabi! Kost' 28 Pfennig! . . . So, so! A' Markk haben S' blos? Legen Sie's nur da her! Sie können Ihnen dö's, was S' rauskriegen, nachher später holen! . . . So, und jetzt wamm S' so gut wär'n und thät'n den Brief da in d' List'n eintrag'n. . . Und dann schreiben S' Ihnen gleich den Schein. . . Geb'n S' d' Feder her. . . So, jetzt wär' er schon unterschrieben auch! . . . Jetzt pappen S' mir noch die Wapperlu d'rauf — gut nachmachen sein! . . . Und 's Einschreibzettel! . . . So, schön haben Sie's g'macht! . . . Und jetzt tragen S' halt den Brief gleich 'nüber zum „Adlerwirt“ — sicher is sicher! . . . W'hät Ihnen Gott! — — Is dö's a' Plag! Hoffentlich kommt heut' net noch amal so 'was Pressant's aus!“ —

— **Vorschlag zur Vereinfachung der Aufschriften in städtischen Anlagen.**

Erlaubt ist:

Das Atmen,
Das Gehen,
Das Erzen auf die Wänke,
Das Sprechen,
Das Schweißen.

Alles Andre ist bei 10 M. Strafe oder 8 Tage Haft verboten. — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Otto Ernst's umgearbeitetes Schauspiel „Die größte Sünde“ wird am 1. Dezember im Lessing-Theater zur Aufführung gelangen. —

— **Wolzogens neuerbautes Theater** (Rögnickerstraße) wird am 21. November eröffnet. —

— Der Charakterdarsteller Josef Giampietro vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg ist für das Neue Theater engagiert worden. —

— Hermann Bahrs neues Drama „Der Apostel“, wurde bei der Erstaufführung am Wiener Burg-Theater abgelehnt. —

— Die ital. Oper veranstaltet vom 20. bis 25. November ein Mozartfest. Außer Mozarts Hauptoperen gelangen auch die C-moll-Messe und mehrere Sinfonien zum Vortrag. —

— Eine öffentliche Generalprobe des 2. Großen Sinfonischen Abonnementskonzertes des Berliner Tonkünstler-Orchesters (Dirigent: Richard Strauß) findet am 17. November (mittags 12 Uhr) bei Kroll statt. Der Eintrittspreis ist auf 1 M. festgelegt. —

— Das Reichsstipendium zum Besuch des Botanischen Gartens in Duitenzorg auf Java ist dem Professor Dr. G. Bolkens von der Berliner Universität verliehen worden. Er ist unter andern beauftragt, Sämereien der wichtigsten Nutzpflanzen des malayischen Archipels zu beschaffen und diese von Java aus direkt sowohl an die staatlichen Versuchsgärten, wie an sich darum bewerbende Private zu versenden. —